Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 447. **Mittwoch** den 2. September 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. September.

Der gestern mitgetheilten Denkschrift, die der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten über die zur **Förderung der Landwirthschaft** in den letzten Jahren in Preußen ergriffenen Maßnahmen verfaßt und im Einvernehmen mit seinen Collegen dem Kaiser unterbreitet hat, darf insofern eine actuelle Bedeutung für das ganze Reich beigemessen werden, als sie ohne Zweifel den Abschluß der nun bereits in das vierte Jahr sich hinziehenden Auseinandersetzung zwischen preußischer Regierung und Agrardemagogie bilden soll und ein solcher Abschluß seine Wirkungen auch außerhalb Preußens fühlbar machen muß. Begonnen haben jene Auseinandersetzungen mit der Begründung des Bundes der Landwirthe unter dem Regime des Grafen Caprivi angesichts der eingeleiteten Aera der Handelsverträge, die zeitlich zusammenfallen mit außergewöhnlich reichen Ernetejahren und einem seither andauernden Tiefstand der Getreidepreise. Die Regierung im Reiche und die Regierungen in den Einzelstaaten waren von vornherein nicht im Zweifel darüber, daß die allgemeine Lage der Landwirthschaft als eine ungünstige anzusehen sei. Die gewaltige Entwickelung der Verkehrsmittel in aller Welt, das Ueberbrücken so weiter Entfernungen, wie zwischen dem argentinischen, indischen 2c. Productionsgebiet und dem deutschen Markte, hatte den deutschen Landwirthen eine Concurrenz auf den Hals gebracht, mit der sie bei den deutschen Lohnverhältnissen, Steuerlasten und sonstigen Productionsbedingungen kaum gleichen Schritt halten konnten. In derselben Zeit eines von Außen her entstehenden harten Druckes mußte, was vielfach wieder nur mit geborgten Mitteln geschehen konnte, mancherlei Neuerung und Verbesserung im Betriebe durchgeführt werden, denn die landwirthschaftliche Technik nimmt einen außerordentlich raschen Fortschritt. Auch dabei kamen wieder ansehnliche Theile der Landwirthschaft in Bedrängniß; und alle diese drückenden Wirkungen wurden nun durch den Rückgang der Getreidepreise, also durch die Verminderung des wichtigsten Theiles der Bruttoeinnahme, verstärkt. Eine Staatsregierung müßte mit Blindheit geschlagen oder in eine extrem manchesterliche Auffassung verrannt sein, wenn sie derartigen Entwicklungsverhältnissen gegenüber unthätig hätte verharren wollen. Weder die Reichsregierung, noch irgend eine in Betracht kommende Einzelregierung hat sich den Pflichten entschlagen wollen, die von dieser Seite her für die fürsorgliche Staatsthätigkeit sich ergaben. Die Denkschrift, welche jetzt im Einzelnen nochmals darstellt, wie in Preußen und im Reiche jenen Pflichten der Fürsorge entsprochen wurde, findet hoffentlich eine Ergänzung durch ähnliche Darlegungen, namentlich der süddeutschen Regierungen, die in der Zwischenzeit nichts weniger als müßig geblieben sind. Alsdann überblickt man eine zusammenhängende Folge von Maßnahmen der Gesetzgebung und der staatlichen Verwaltung, so daß in der That die Vorwürfe der Agrardemagogie, als fehle es den Regierungen nur am guten Willen zur Abhilfe des Nothstandes, in ihrer Frivolität nirgends mehr verkannt werden können, wo eben die Fähigkeit zur Erkenntniß nackter Thatsachen noch sich erhalten hat. — Die preußische Denkschrift bietet in materieller Hinsicht in der That nicht eben Neues. Der dermalige Landwirthschafts-Minister Freiherr v. Hammerstein-Loxten, hatte schon Anfangs 1895, als er sich dem Abgeordnetenhause zum ersten Male vorstellte, nach ähnlicher Methode entwickelt, wie es sich darum handle, auf jedem nur irgend möglichen Wege die Landwirthschaft zu fördern, damit sie ihre Roherträge steigern und ihre Betriebskosten verbilligen könne; er hatte auch damals bereits die Steuerreform in Preußen und die Steigerung des staatlichen Aufwandes für Meliorationen, Verwehrung der Verkehrsmittel, Förderung der Genossenschaften, Regulierung der Wasserläufe u. s. w., mit angezogen. Die Denkschrift beleuchtet nun in sachgemäßer Weise, wie weit in allerdem die Hilfsmaßnahmen entwickelt sind; sie hätte hinzufügen können, daß nach anderer Seite hin (Erbrecht, Verschuldungsgrenze u. s. w.), die Meinungen in den betheiligten Kreisen so weit auseinandergehen, daß den Anregungen gewisser Agrarpolitiker auf dem Katheder und sonst in der Wissenschaft eine Folge nicht gegeben werden kann. Darüber hat die noch unter dem vorigen Landwirthschaftsminister veranstaltete Conferenz jeden Zweifel gehoben. Was endlich die von der Agrardemagogie verlangten „großen Mittel" betrifft, so spricht die Denkschrift eine unzweideutige Sprache. Schon nach den vorjährigen Verhandlungen des Staatsrathes in Preußen konnte füglich jeder ernsthafte Politiker nur mit der unumstößlichen Thatsache rechnen, daß so gewaltsame Maßnahmen, die auf dem Gebiete der modernen Erwerbswirthschaft, wie unserer auswärtigen Beziehungen gleichermaßen revolutionär wirken müßten, schlechterdings aussichtslos sind. Jeder aufrichtige Freund der Landwirthschaft, der praktisch helfen will, wird in der Denkschrift die Bestätigung dieser Ueberzeugung finden. Ja, man darf sagen, sie ist nun für den Hohenzollernstaat traditionell geworden. Der Landwirth, den nach Förderung seiner Interessen verlangt, wird am besten berathen sein, wenn er auch politisch für die Folge sein Verhalten hiernach einrichtet. Ob es den Agrardemagogen überhaupt darum zu thun ist, auf praktische Wege zu gelangen, und ob sie demgemäß in ihrem Verhalten überhaupt einen Wandel für angezeigt erachten, ist eine andere Frage, die zu beantworten Niemand in der Lage ist, als die Agrardemagogen selbst.

Aus den Geheimnissen **socialdemokratischer Geschäftsbetriebe** ist nach und nach schon so manches in die Oeffentlichkeit durchgesickert, was darthut, daß dem arbeiterfreundlichen Theorien der Socialdemokratie zum Trotz der Arbeiter sowohl in Bezug auf Arbeitslohn und Arbeitszeit, als auf angemessene Behandlung nirgends schlimmere Erfahrungen macht, als wenn ihn sein Unstern Beschäftigung in einem von „Genossen" geleiteten Betriebe finden läßt. So ist es in Deutschland, so in anderen Ländern. Wenn man sich die unzählige Male von der socialdemokratischen Parteipresse aufgestellte Behauptung vergegenwärtigt, wonach die socialdemokratisch organisirten Arbeiter-Cooperativgenossenschaften Musterbetriebe seien, in denen die Arbeiter als „Brüder" behandelt würden, so wirft auf diese Behauptung das, was wir in dem Parteiorgan der holländischen Socialdemokratie, dem „Recht voor Allen", über die Zustände in der Cooperativgenossenschaft „Boornit" zu Gent mitgetheilt finden, ein sehr eigenartiges Licht. In den Nähwerkstätten des „Boornit", schreibt das genannte Blatt, hat man dasselbe Schwitzsystem eingeführt, welches den Hauptanstoß zu dem vorjährigen großen Streik in der metallurgischen Industrie gab. Die vom „Recht voor Allen" zur Unterstützung seiner Behauptung mitgetheilten Einzelheiten sind so präcifer Natur, daß an ihrer thatsächlichen Wahrheit ein Zweifel nicht wohl bestehen kann. Dem Kenner der socialdemokratischen Parteiinterna wird ja mit derartigen „Enthüllungen" kaum eine Ueberraschung bereitet, er weiß auch ohnehin, daß für die Parteileiter der Satz gilt: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. Immerhin erscheint es nicht überflüssig, angesichts der tugendhaften Entrüstung, mit der die socialdemokratische Hetzpresse so gern über angebliche „Ausbeutung" der Arbeiter durch das „capitalistische Unternehmerthum" loszieht, wahrheitsgemäß darauf hinzuweisen, daß die „Genossen" wohl den Splitter im Auge des Nächsten, nicht aber den Balken im eigenen Auge sehen.

Daß der Tod des Fürsten Lobanoff in **Frankreich** nicht nur einen tiefen, sondern auch einen schmerzlichen Eindruck gemacht hat, kann man dem „Figaro" aufs Wort glauben, aber mit Recht darf man bezweifeln, daß ganz Frankreich, wie der „Figaro" glauben machen will, erwartet habe, der Fürst, der am 15. September in Paris erwartet wurde, werde bis zur Ankunft des Zaren aus dem platonischen Freundschaftsverhältniß zwischen Frankreich und Rußland ein festes Vertragsverhältniß schaffen, das nur noch der Sanctionirung des Zaren bedürfe und Frankreich dem Ziele seiner brißesten Wünsche nahe bringe. Zu so überschwänglichen Hoffnungen hat Fürst Lobanoff den Franzosen keinen Anlaß gegeben. Die Vernünftigen unter ihnen betrauern daher seinen Tod nur, weil er in ihnen die Befürchtung erweckt, er könne die Reisedispositionen des Zaren beeinflussen. In diesem Sinne wird der „Köln. Ztg." aus Paris geschrieben:

„Fürst Lobanoff war den Franzosen im Ganzen und Großen eine unbekannte Persönlichkeit. Als correcter Diplomat hat er sich nie in den Vordergrund gedrängt, und sonst verfolgte er nicht etwa die auffälligen Wege des hochgestellten Lebemannes, sondern die des zurückgezogenen Gelehrten, der sich ohne seine Bibliothek nicht denken kann. Bei seiner Ernennung wußten die Franzosen daher anfänglich nicht, ob sie sich darüber freuen sollten; doch trösteten sie sich mit der Betrachtung, daß er niemals in Berlin Botschafter gewesen, also auch nicht, gleich dem Grafen Schuwaloff, deutschen Einflüssen unterstehen könne. Unterdessen haben sie äußerlich wenigstens nicht gerade Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, wenn auch die Denkenden unter den Franzosen sich sagen müssen, daß, wenn Frankreich für Rußland in der chinesischen Frage durch Dick und Dünn gegangen, es selbst weder in der egyptischen noch in andern Fragen von der freundschaftlichen Hand Lobanoff's etwas gemerkt hat. Im ersten Augenblick erzeugt daher die Nachricht von seinem Tode nur die Frage nach der Wirkung, die er auf die Reise des Zaren haben könne. Man urtheilt nicht mit Unrecht, daß, wenn der Zar auch nur eine Spur von Aberglauben besäße, ihn nach der Katastrophe in Moskau der Verlust seines ersten Rathgebers unmittelbar vor den schwerwiegenden Besuchen Deutschlands und Frankreichs mit einem gewissen Grauen erfüllen müsse. Auch ist es wohl kein Geheimniß, daß der junge Herrscher die französisch-russische Politik, wenn er sie nicht vorgefunden, nie zu der seinigen gemacht hätte, da die seltsame Verkettung von persönlichen und sachlichen Umständen, die seinen Vater zum Bundesgenossen einer ihm an sich verhaßten Republik machten, bei ihm vollständig fehlten. Wenn der Zar daher den Tod Lobanoff's zum Vorwande benützte, die Reise vorläufig aufzuschieben, so würde das die Franzosen zwar kränken, aber keineswegs in Erstaunen setzen können. Als Nachfolger Lobanoff's dächten sie sich am liebsten den Herrn v. Mohrenheim, weil er auf den Bund gleichsam geaicht ist. Indessen würde dieser Diplomat niemals als Minister des Aeußern das Vertrauen des Auslandes, welches dieser Posten erheischt, in ausreichendem Maße besitzen. Die Candidatur des Londoner Botschafters, des Herrn von Staal, hat gleichfalls wenig Aussicht, jedenfalls noch weniger als im vorigen Jahre, weil die Gründe, die er damals gegen die Uebernahme geltend machte, sein verhältnißmäßig hohes Alter und die Ungewohnheit der anstrengenden Bureauarbeit, heute keineswegs an Beweiskraft verloren haben. Jedenfalls wird es sehr schwierig sein, für den Fürsten einen Nachfolger zu finden, der gleich ihm ausgebreitete politische Erfahrung, feinen Ton und strenge Arbeitskraft vereinigte und dazu noch ein grand seigneur wäre."

Für **Deutschland** ist die Schwierigkeit, einen geeigneten Nachfolger für den Fürsten Lobanoff zu finden, deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr die Wahrscheinlichkeit resultirt, daß die Entscheidung nicht vor der Begegnung des Zaren mit Kaiser Wilhelm in Breslau erfolgt. Diese Begegnung liegt daher den Diplomaten an der Seine wahrscheinlich noch schwerer auf der Seele, als der Tod des Fürsten selbst. Jedenfalls wartet des Fürsten Hohenlohe in Breslau eine der bedeutsamsten Aufgaben, die seit seiner Ernennung zum deutschen Reichskanzler an ihn herangetreten sind.

In der letzten Zeit sind unumstößliche Beweise dafür erbracht worden, daß der **Congostaat** in vollem Einverständnisse mit England seinen Sudan-Feldzug gegen den Mahdi aufgenommen hat. Dazu kommen immer neue Meldungen von einem weiteren Nachschube von Menschen und Material aus Belgien. Mit dem am 6. September von Antwerpen abgehenden Dampfer „Eduard Bohlen" sendet der Congostaat wieder 20 Leute ab, darunter 15 Officiere, Militairbeamte und Aerzte; hinzurechnen kann man auch zwei Schiffszimmerleute, welche die Flotille auf dem Congo im Stande halten sollen. Nicht ohne Zusammenhang damit dürfte es sein, daß der Bau der Congo-Eisenbahn jetzt mit größtem Eifer betrieben wird; gegenwärtig sind 5500 Arbeiter dabei beschäftigt, und die Herstellung der ganzen Linie macht solche Fortschritte, daß es nicht für unwahrscheinlich gilt, die Locomotive werde bereits in zwei Jahren am Stanley-Pool eintreffen. Die Franzosen nehmen neuerdings regen Antheil an diesem Bahnbau; sie haben sich an dem Feste in Tumba am 20. Juli zur Betriebseröffnung für die erste Hälfte von 189 km eingefunden. Außerdem hat Frankreich schon Unterhandlungen mit der Congoregierung eingeleitet, um die Bahn zu angemessenen Preisen für den Transport seines Materials nach dem oberen Congo zu benutzen. Damit würde schon eine Rentabilität der Linie in Aussicht stehen.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 1. September. Die Vorbereitung zum Allgemeinen Delegirtentag der nationalliberalen Partei, welcher am 3., 4. und 5. October in Berlin stattfindet, ist mit dem gestrigen Tage insofern zu einem Abschluß gediehen, als die für die Einreichung von Anträgen gesetzte Frist abgelaufen ist. Dem „Ausschuß zur Vorbereitung des Delegirtentages" liegen nunmehr folgende Anträge vor: 1) und 2) Anträge Marburg (Fulda), betreffend Fortführung der socialpolitischen Gesetzgebung und Reichstagswahlrecht, 3) Antrag Dortmund, betreffend Stellung zu wirthschaftlichen Fragen, Organisation der Partei, Preßorgan derselben, 4) Antrag Hannover, betr. Stellung der Partei gegenüber der Regierung wie zu den anderen Parteien, Stellung zu wirthschaftlichen Fragen, Finanzwirthschaft, Vereinsrecht, Militairgerichtsbarkeit, 5) Antrag Alzey, betr. Steuersysteme in den Einzelstaaten, Reichsfinanzreform, Kunstweinfabrikation, Erwerbsverhältnisse des Bauernstandes, 6) Antrag Breslau, betr. Empfehlung an die Parteigenossen, eventuell außerhalb des Parteiverbandes das Zustandekommen eines Nationaldenkmals für Moltke nach allen Kräften zu fördern.

* **Berlin**, 1. September. Mit dem Schiedsspruch des Gewerbegerichts in Sachen der Herrenconfection beschäftigte sich gestern Abend bei Gründel, Brunnenstraße, eine Versammlung der Confectionsarbeiter. Schneider Timm befürwortete die Ablehnung des Schiedsspruchs mit

---

Feuilleton.

Sühne.

18] Roman von E. Halden.

Nachdruck verboten.

„Was hast Du nur, liebe Melanie?" fragte Erna zärtlich und küßte ihr diese Zähren fort.

„Nichts", antwortete die Baronin —, „und doch, mich bewegten so schwere Gedanken. Welche Mutter bangt nicht einmal für die Zukunft ihrer Kinder? O, Erna, Dir hat das Leben bisher manche Prüfung geboten, aber glaube mir, es wird auch noch reich an Glück für Dich sein. Versprich mir, daß Du meine armen Kleinen immer lieben und für sie sorgen willst."

„Rede nicht so traurig", bat Erna, „Ihr Beide seid die treuesten Eltern, und so lange sie Euch haben, bedürfen sie meiner nicht. Aber das weißt Du, daß Eure Kinder mir lieb und theuer sind, und daß ich nie anders für sie fühlen könnte."

„Du wirst sie auch nicht vergessen, wenn Du in neuen Banden so vieles kennen lernst, was Dir näher und lieber sein muß", drang Melanie in sie.

Erna erröthete, aber sie erwiderte: „Mein Wort wird mir immer heilig sein, und mir ist, als hätte ich einen mütterlichen Antheil an Deinen Kindern. Du hast ihn mir ja stets gegönnt, und ich bin Dir dankbar dafür gewesen. Doch warum sprichst Du so seltsam, liebe Melanie? Ist Dir nicht wohl? Du siehst so bleich aus und Deine Hände brennen."

„Mir fehlt nichts", wehrte sich Melanie gegen ihre Besorgniß, „aber eine dunkle Ahnung überfiel mich, die mir zuflüsterte, daß meine Kinder mehr als jede Anderen der Liebe und des Schutzes bedürfen würden. Denke an den Fluch, der auf dem Erben von Wildburg ruht", fügte sie schaudernd hinzu.

„Wieder diese thörichte Einbildung!" schalt Erna sanft. „Was würde Albrecht sagen, wenn er davon erführe? Aber diese quälenden Gedanken rühren von Deinem Befinden her. Du mußt Dich niederlegen. Man sieht Dir an, wie abgespannt Deine Nerven sind. Ich werde Dich zu Bett bringen."

Sie klingelte und übergab Frau Brandt die Kinder. Melanie ließ mit sich schalten wie ein willenloses Kind. Als sie im Bette lag, dessen vergoldeter Baldachin mit seinen schweren Seidendraperien sich in fürstlicher Pracht über ihr wölbte, bat sie nur leise: „Setze Dich zu mir und laß mir Deine Hand". Erna willfahrte ihr, und in tiefster Erschöpfung des Körpers und der Seele lag Melanie mit weitgeöffneten Augen da und wagte sie nicht zu schließen, so schwer ihr auch die Lider herabsanken; es lauerten zu gräßliche Bilder auf sie, die beim Anblick von Erna's reinen Zügen wie böse Spukgestalten zurückwichen.

Endlich übermannte sie die Müdigkeit, und auf den Zehen schlich Erna hinaus. Aber Melanie genoß die Wohlthat des Schlafes nicht lange, dann fuhr sie mit einem gellenden Schrei in die Höhe und starrte entsetzt um sich. Sie hatte einen Menschen gesehen, der mit der Waffe in der Hand heranschlich und ihre Kinder bedrohte, und sie wußte, daß es ein Mörder war. Er stand noch jetzt vor ihr und trug Albrecht's Züge, und schaudernd vergrub sie sich in die Kissen und erwartete den Todesstoß.

Der Laut seiner Stimme, die ihren Namen rief, brachte sie wieder zu sich; aber als er ihr die Hand reichte und sie zärtlich damit liebkosen wollte, starrte sie auf die weiße Manschette, die unter seinem Aermel hervorsah, und rief: „Du mußt sie fortthun, es sind Blutflecke daran!"

Er erbleichte und taumelte zurück.

Nun begriff sie alles und stammelte: „Verzeih, ich hatte einen bösen Traum", aber ihr Auge wandte sich scheu von ihm und sie zog die Decke wie schützend über sich. Im nächsten Moment hatte sie sich emporgerichtet, sie schlang die Arme um seinen Hals, und sie blickte ihn an mit einer unbegrenzten Hingabe des liebenden Weibes. Er breitete seine Arme aus und zog sie fest an seine Brust. Beide wußten, es gab nichts, was zwischen ihnen stehen und sie trennen konnte.

Fünfzehntes Capitel.

Melanie ging still und gefaßt ihren Weg. Die furchtbare Erschütterung der ersten Mittheilung war überwunden, und mit einer Seelenstärke, die man unter ihrem zarten Aeußern kaum gesucht hätte, verschloß sie ihr Leid und ihren Schmerz in sich.

Herr von Stadler begegnete ihr mit scheinbarer Unbefangenheit; es schien ihn sehr zu freuen, daß sie ihre Kälte und Unnahbarkeit ihm gegenüber verloren, aber er vermied jeden Mißbrauch der Gewalt, die er über sie erlangt hatte. Dennoch empfand Melanie jede Minute diese furchtbare Abhängigkeit von ihm. Sie war nicht im Geringsten darüber im Zweifel, daß er sie seine Macht fühlen lassen würde und suchte ängstlich seine Forderungen zu errathen und sie im Voraus zu erfüllen.

So entschloß sie sich zur Entfernung der alten Kinderfrau, auf deren Bleiben sie sonst so energisch bestanden hatte. Erna war aufs Höchste überrascht, der Freiherr billigte es, und Frau Brandt selbst widerstrebte den Vorstellungen der Baronin nicht, die plötzlich fand, daß sie ruhebedürftig sei und ihr Posten doch zu große Anforderungen an sie erhöhe.

Die alte Frau würde sich sonst gegen diese Annahme gesträubt haben, aber die Möglichkeit, dem Manne, den sie mit Sicherheit für ihren Sohn hielt und der sie so frech verleugnete, zu begegnen, regte sie auf und ängstigte sie fortwährend. Ihr war am wohlsten, wenn sie durch ihre Entfernung nicht mehr so schwerer Kränkung ausgesetzt war, und so willigte sie ein, sich von den ihr so lieben Pfleglingen zu trennen. Auf Wildburg hatte das freiherrliche Paar ein Waisenhaus gegründet, und hier fand sich für Frau Brandt das Amt der Hausmutter, das sie mit Umsicht und Treue verwaltete.

Herr von Stadler ließ sich bei der Baronin melden, um ihr seinen Dank für diese Aenderung auszusprechen, und sie hatte nicht gewagt, ihn zurückzuweisen.

„Wie liebenswürdig das von Ihnen ist, gnädigste Frau", sagte er mit scheinbarer Unbefangenheit, „daß Sie sich von jener alten Frau getrennt haben, kann ich gar nicht genug aussprechen; ihre Einbildungen waren mir wirklich lästig. Ich sehe, wie wohl ich daran gethan habe, daß ich zwischen uns alle Offenheit walten ließ, Ihrem Gemahl wird manche bittere Stunde dadurch erspart. Eine kluge Frau weiß alles so viel besser zu beurtheilen, als der weiseste Mann. Sie werden verstehen, daß ich trotz Albrecht's Freigebigkeit nicht einen Augenblick in sorgenfreier Lage bin. Ein Cavalier braucht viel, und ich darf nicht knausern, da entstehen Verlegenheiten. Kurz und gut, ich hatte auf Ihre Güte gerechnet. Eine Freundschaft ist der andern werth."

Ohne ein Wort zu verlieren, ging die Baronin an ihren Schreibtisch und übergab dem verhaßten Manne eine Summe von einigen Tausend Mark, die zu ihrem Toilettengelde bestimmt war. Er steckte die Scheine mit kurzem Dank ein und fuhr fort:

„Das Junggesellenleben ist nichts für einen Mann, dem es Ernst um die Solidität ist. Es wird Zeit, daß ich mich unter den Töchtern des Landes umsehe. Dabei rechne ich auf Ihren klugen Rath und Ihre Protection, gnädigste Frau. Wie reizend würde es für uns alle sein, wenn ich mir so ein Nestchen baute, und wir dann recht herzlich und freundschaftlich verkehrten. O, ich male mir dann die Zukunft mit den schönsten Farben aus. Wenn man in ein gewisses Alter kommt, so sehnt man sich nach der Behaglichkeit, die einem nur die Frau am eigenen Herd verschaffen kann, und nach häuslicher Pflege. Auch hierin stehen Sie mir als unerreichbares Vorbild vor Augen, gnädige Baronin. Nur Ihre Fräulein Schwägerin könnte man Ihnen an die Seite stellen. Sie glauben nicht, wie ich Fräulein Erna verehre. Könnten Sie die junge Dame nicht ein wenig sondiren, welche Gesinnung sie gegen mich hegt?"

„Ich glaube, das wird nicht nöthig sein, Erna zeigt ja ihre vollständige Gleichgiltigkeit für Sie offen genug", erwiderte die Baronin, die ihren Widerwillen gegen Stadler nicht mehr bezähmen konnte.

„Nun, so will ich nicht müde werden, bis ich eine Wandlung zu meinem Gunsten erreicht habe", entgegnete er zornig und setzte drohend hinzu: „und da ich sicher darauf rechne, daß Sie Ihren Einfluß für mich verwenden, so bin ich nicht ohne Hoffnung für die Zukunft."

Melanie erschrak unbeschreiblich. Sollte dieser entsetzliche Mensch es wagen, die Augen zu Erna zu erheben? Wie sollte sie sie vor ihm schützen? Und wie würde ihn die sichere Zurückweisung reizen und zur Rache anspornen! Mit ihrem Gatten wagte sie nicht über ihre Befürchtungen zu sprechen, denn er wurde täglich düsterer, und wie sollte sie das rechte Wort finden, um ihn nicht ahnen zu lassen, daß sie Alles wußte?

So vergingen mehrere Wochen, und während Erna völlig unbefangen blieb, weil sie gar nicht an die Möglichkeit dachte, daß Stadler etwas anderes als eine gewisse plumpe Galanterie gegen sie beabsichtigte, sahen der Freiherr und seine Gemahlin mit steigender Besorgniß, wie ernst es ihm mit einer Werbung um das junge Mädchen war. In dem exclusiven Club, in den Albrecht ihn eingeführt hatte, und in dem er nur unter seiner Aegide Aufnahme finden konnte, behandelte man Stadler immer mehr als einen unbefugten Eindringling, es cursirten mancherlei ungünstige Gerüchte über ihn, und was man zuerst als einen Mangel an guter Lebensart entschuldigte, das beurtheilte man jetzt ganz anders und sehr streng. Der Freiherr hatte sich schon manche verwunderte Frage und manches